Schlemiel

JÜDISCHE BLÄTTER FÜR HUMOR UND KUNST

1919 Nr. 12

Zeichnung von Menachem Birnbaum



Der Schammes an der Menorah der abgebrannten Welt.

Juda Makkabi.

Das Weihefest soll seinen Ruhm verkünden,
Wir wollen singen und das Lämplein zünden,
Aus reinem Bleche Redeblüten stanzen
Und dann begeistert einen Foxtrott tanzen!

Er hat um diese Zeit in jenen Tagen
Nicht nur die Syrer aus dem Land geschlagen,
Er schlug auch ihre jüdischen Gefährten
Zu Brei, die hellenistisch aufgeklärten.

Das waren die bewußt Assimilierten,
Die sich das Antlitz griechisch kahl rasierten,
Im Kino statt im Haus der Weisheit saßen,
Am Sabbath handelten und Schinken fraßen.

Das waren griechisch kulturell Beleckte.
Sie labten sich des Nachts bei teurem Sekte
Im Kabarett zum »Schwarzen Idioten«
An nackten Tänzen und gereimten Zoten.

Sie tränkten ihre Seelen an den Busen
Der duftig kostümierten Griechenmusen
Und ließen tölpelhaft den reichen Segen
Der Mutterbrust versiegen. Wir dagegen — —

Wir sind ja frei von Hellenistensünden,
Drum dürfen wir das Weihelämplein zünden,
Aus reinem Bleche Redeblüten stanzen
Und dann begeistert einen Foxtrott tanzen.

J.

Zeichnung von E. E. Joel

»Mir wird von alledem so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum!«

Lieber Schlemiel!

Der Rabbiner eines Städtchens begegnete einmal dem als Trinker bekannten Schuster Jossele. »Schämt Ihr Euch nicht so viel Schnaps zu trinken?« redete er ihn an. »Warum,« erwiderte Jossele, »soll ich mich schämen, wenn ich tue, was Schlaumo hamelech auch getan hat?« — »Wieso Schlaumo hamelech?« — »Er war doch der klügste Mensch auf Erden,« sagte Jossele; »Kann man da annehmen, daß er keinen Schnaps getrunken hat?« *D. F.*

Briefe der perfekten Köchin Minna Hageputt an den »Schlemiel«.

I.

Det is aber 'n starket Stück! Sie wollen eenen unparteiischen Einblick in 't jüdische Familienleben von Berlin W jewinnen, un da soll ick — — na, hat der Mensch Worte? Ick soll Ihnen Berichte über meine Herrschaft schicken? Ick soll also Hausspionin werden un den juten Leuten die Suppe versalzen? Da ham Sie sich aber höllisch in de Hausnummer jeirrt, Sie; denn ick bin treu wie früher det Jold war, un mein Busen is verschlossen wie der Buttertopp in de Speisekammer. Verschwiejenheit is mein Berufsjeheimnis, un wat ick mit 'n eenen Ooje sehe, jeht zum andern wieder raus. Mit de Ohren is et ebenso. Det weeß sie och janz jenau, meine Olle, det Ekel. Verdient hätt' sie's schon, det ick mir mal uffblase un rauspuste, wat ick von ihr jeden Tag runterschlucken muß. Neulich sagt sie zu mir: Minna, unser Kohlenfritze hat Weihnachtsbäume jekriecht; gehen Sie mal bald rüber, und er möchte uns den schönsten reservieren. »Nee,« sag' ick, »et muß nich sind. Bei die teure Valuta will ick jerne dadruf verzichten.« Da hätten Sie de Olle sehen sollen. »Ich bün ja sprachlos,« rief sie aus, »was haben Sie denn zu verzüchten? Sind Sie hier die Herrin oder üch, Sie dreiste Person?« Na, da werde ick natürlich och sprachlos, un von unserer jejenseitigen Sprachlosigkeit entstand so'n Krach, det er in de Küche jeloofen kam un fragte: Um Gotteswillen, was ist denn hier los? Nu erzählt sie haarkleen vom Kohlenfritzen mit de Weihnachtsbäume, un wie ick die Kühnheit jehabt hätte zu sagen, det ick druf verzichte. »Jawoll,« schmiß ick rin, »nur war det keene Kühnheit, sondern Jutmütigkeit. Ick dachte nämlich, det der Baum vor mir sein sollte, weil doch Israeliten keene Weihnachten haben.« — »Sie irren, Minna,« sagte er, »das Anzünden des Tannenbaums ist keine christliche, sondern eine altgermanische Sitte; darum dürfen auch wir sie heiligen. Uebrigens,« sprach er dann zu ihr, »schreibt der Junge heute aus Freiburg, daß er Sonnabends hier eintrifft.« Da war sie nu wieder vor Freude janz aus dem Häuschen: »Liebe Minna, was kochen wir da für den jungen Herrn? Denken Sie mal über etwas Besonderes nach!« Ick stell' mir dumm un sage: »Ick weeß ja nich, wat die ollen Germanen bei so'n Empfang jekocht ham.« Sie tut, als hätt' sie't jar nich jehört, un er lacht un erzählt, det der Junge sich nich mehr Günther unterschreibt, sondern Gideon. »Seitdem der Bengel der jüdischen Verbindung angehört, wird er immer phanatischer.« »Ach,« meent sie, »das ist eine Jugendeselei, die sich mit der Zeit verliert. Aber ich bitte dich sehr, daß du ihm deswegen keine Vorwürfe machst —« »Im Gegenteil,« sagt er, »ich will ihm sogar eine Freude bereiten, die seinem jüdischen Herzen besonders wohl tun wird. Wie wär's, wenn wir ihn mit einem Schalent empfangen?« — »Wissen Sie, was das ist, Minna?« fragt sie mich. »Ob ick et weeß!« ruf' ick aus, »ick hab ja bei Peltesohn jelernt.« — »Gut,« meent sie, »am Sonnabend gibt's Schalent; aber tun Sie etwas Speck hinein, da wird er saftiger!«

Aber det is ja allens Nebensache un jeht Ihnen och nischt an.

Wat ick nu eijentlich schreiben wollte: Also bei mir is nischt zu machen, un aushorchen laß' ick mir nich.

Achtungsvoll

Minna Hageputt.

Lieber Schlemiel!

Eine Vorbemerkung: Schochad heißt Bestechung. Und irgendwo in der heil. Schrift ist zu lesen: Schochad jeawer ene chachomim = Bestechung blendet die Augen der Weisen. Und nun zur Sache:

A: »Hast du schon gehört: Reb Hirschele Dajan Beisitzer des Rabbinatsgerichts) ist plötzlich taub geworden.«

B: »Merkwürdig! Es steht doch geschrieben: Schochad jeawer = Bestechung blendet. Und nun ist er taub geworden . . . ?«

A: »Vermutlich deshalb, weil ihm Schochad immer nur — versprochen wurde...« *al.*

Zeichnung von Ludwig Wronkow



Deutsche Schieber auf der Grenzwacht schützen den Handel gegen lästige Konkurrenz.

Lieber Schlemiel!

Ein Rabbiner bittet den Bürgermeister seiner Stadt um die Erlaubnis an bestimmten Stellen Stangen aufrichten zu dürfen, um einen Erub zu schaffen. Das Stadtoberhaupt erkundigt sich nach der Bedeutung der Einrichtung. Der Rabbiner versucht sie ihm klar zu machen und sagt unter anderem: »Wir denken uns, daß die beiden Stangen die Pfosten und der Draht die Oberschwelle eines Tores bilden.« — »Wenn Ihre Phantasie das kann, Herr Rabbiner«, erwidert der Bürgermeister,» so denken Sie sich doch schon das ganze Tor!» *Dr. R.*

Ostjüdisches Liebeslied.

Spielt mir denn den neuen Tanz,
Der ins Land ist kommen!
Ich hab mich verliebt in ein Mägdlein,
[ein schönes,
Und kann zu ihr nicht kommen.

Zu ihr möcht ich gehen —
Ists, als wär ich lahm.
Ein Kuß möcht ich ihr geben —
Vor Leuten machts mir Scham.

Nicht vor Leuten so
Wie vor Gott dem Herrn.
Ich möcht mit ihr die Zeit vertun
Von allen Spähern fern.

Entnommen dem Buche »Ostjüdische Liebeslieder, Nachdichtungen jidischer Volksdichtung von Ludwig Strauß«, das demnächst im Welt-Verlag erscheint.



Schiwe *Federzeichnung* F. Feigl

Ein sonderbarer Mensch.

Von A. Reisen.

Der Mantel, den Sißl schon seit zehn Wintern trägt, war eigentlich kein Wintermantel im vollen Sinne des Wortes. Er war nicht nur hell, sondern hatte auch keine Watte. Daher konnte man ihn auch nicht als Wintermantel bezeichnen. Der Stoff war grob und haarig, was ihm den Charakter eines Frühlings- oder Herbstmantels verlieh. Sißl selbst nannte ihn spaßend »parwe« und erklärte logischerweise, daß er so heißen müsse, weil man ihn in allen vier Jahreszeiten tragen könne, und er auch ganz gut zum Zudecken passe. Wenn der Mantel in einer kalten Nacht Sißl bedeckt, dann sieht er wahrhaftig wie eine echte Bettdecke aus. Freilich stören die Aermel die allgemeine Harmonie — wer braucht aber auch so nahe hinzugehn und nachzuschauen. Die Hauptsache ist, wie er von ferne aussieht . . . . Es ist selbstverständlich, daß Sißl einen Mantel mit solchen Vorzügen zu schätzen wußte. Wenn ihm einmal ein Bekannter sagte: »Es ist schon Zeit, Herr Sißl, zu einem neuen Mantel,« dann pflegte er auf seinen Mantel zu blicken, den Kragen, der sehr hoch war, aufzuschlagen, den einen Aermel in den zweiten zu stecken, und mit sieghaftem Tone zu antworten: »Nun? Ist der Mantel nicht gut?« Dann lächelte der andere und fand, daß der Mantel wirklich gut sei. »Für das Geld, das ein neuer Mantel kosten muß, habe ich schon Verwendung,« fügte er gutmütig hinzu. Man wußte, daß der alte Junggesell, der bei einer großen Firma viel Geld verdiente, viel Gutes tat und auf sich selber gar nicht achtete.

Und doch ereignete es sich, daß er seinem Mantel untreu wurde und einen Pelz anzog.

»Wie kommt der Pelz zu euch, Herr Sißl?« fragte ihn jeder Bekannte verwundert, wenn er ihn das erstemal im Pelz sah. »Seid ihr schon zu Vernunft gekommen?« Und Sißl mußte mit einem verlegenen Lächeln eine Geschichte erzählen, die ihm sehr peinlich war. Da war ein entfernter Bekannter von ihm, der gerade sehr dringend Geld brauchte, sich aber zu borgen schämte und ihm den Pelz unter dem Vorwand verkaufte, daß er ihm zu eng sei. »Ich mußte ihn kaufen . . . . Versteht ihr?« verteidigte er sich. Die Bekannten verstanden und waren sehr zufrieden, daß Gott endlich geholfen habe und aus ihrem Sißl etwas geworden sei. . . . . »Na, so ein Pelz ist was Gutes, nicht?« fragten sie ihn. »Gut ist schon recht,« antwortete der alte Junggesell mit einem naiven Kinderlächeln, »aber . . . .« »Aber was?« — »Aber ich schäme mich . . . . Wie paßt ein Pelz zu mir?« Die Bekannten lachten wieder: Wahrhaftig, ein merkwürdiger Mensch! Schämt sich, einen Pelz zu tragen! Hätte nur jeder von ihnen einen Pelz, dann würde er richtig stolz werden.

Und dem Pelze Sißls zu Ehren sandte der Winter einen starken Frost zur Erde, der mehrere Tage ununterbrochen mit kaltem Feuer brannte. Sißl begegnete auf der menschenvollen Straße wie zum Trotze vielen Leuten ohne Mantel. Es schien ihm, daß er die Schuld am Froste habe. Er konnte den Armen, die sich vor Kälte wanden, nicht in die Augen blicken. Trüge er seinen »parewen Mantel«, dann wäre er schon zu einem getreten und hätte ihn gefragt: »Kalt ists, Onkelchen,

nicht?« Aber im Pelze hatte er keinen Mut dazu. Der Pelz bildete einen Wall zwischen ihm und den Armen. Verlegen lief er durch die Straßen und bemühte sich, niemandem in die Augen zu blicken. Er konnte sich aber nicht zurückhalten und fragte einen Träger, der ohne Mantel ging, in gleichsam schuldbewußtem Tone: »Kalt ists, nicht?« Als er statt der Antwort ein Aechzen vernahm, ging ihm die Kälte durch den Pelz, und er faßte einen Entschluß.

Am fünften Tage, als der Frost sich verstärkte, sah man Sißl wieder in seinem alten Mantel. »Wieder beim alten?« fragte ihn ein Bekannter. »Ihr werdet erfrieren — bei diesem Frost!« — »Ach was!« antwortete er fest, »man erfriert nicht ohne Pelz, aber im Pelze wird man von armen Brüdern getrennt und ihnen entfremdet, und ohne sie ist es im besten Pelze kalt. Jetzt ists mir ganz warm . . . .« Der Bekannte zuckte die Achseln und entschied in Gedanken: »Er ist nicht bloß sonderbar, er ist verrückt!« Sißl ließ den Bekannten bei seiner Meinung und ging weiter. Er sah an einer Ecke einen Träger, der bald mit den Füßen stampfte, bald die Hände gegeneinander schlug, bald ein bißchen hüpfte und dergleichen Mittel gegen den Frost anwandte. Sißl war gerührt und entzückt. In seinen Augen erschien wieder der alte gute Glanz. Er trat an ihn heran: »Na, Onkelchen, s' ist hübsch kalt?« — »Kalt, ja, ja!« antwortete der Träger, als wäre er lustig. »Keine Bange! Wir werden nicht erfrieren,« sprach ihm Sißl Mut zu. »Ach was, erfrieren! Wer sagt denn das? Ist nicht mein erster Winter,« sagte der Träger, während er in der Anwendung seiner Mittel fortfuhr.

Und Sißl sang ein Liedchen und ging freudig weiter und verspottete sich selbst bei dem Gedanken, daß er vier Tage lang einen Pelz getragen hatte. »Es war wirklich verrückt!« gestand er sich mit lauter Stimme ein.

(Aus dem Jiddischen übertragen.)

Lieber Schlemiel!

Awromel begegnet seinem alten Freunde Chajim, den er seit Jahren nicht mehr gesehen hat.

Wie geht es dir?

Nu, Gott sei Dank, ich habe mein Kaffee und Kuchen zur rechten Zeit, mein Gläschen Wein, mein Hühnchen, meine Kreppchen, meine Gänsegrieben, — alles zur rechten Zeit.

So, so, ist doch wirklich gut, bist du doch ein glücklicher Mann!

Schaute, verstehst du mich nicht? Zur rechten Zeit habe ich gesagt. Kaffee und Kuchen bekomme ich am Schewuaus, Wein zum Seder, ein Stückchen Geflügel am Erew Jom-Kippur von den Kappores, Kreppchen am Purim und einige Gänsegrieben zu Chanukkah.

Und das ganze Jahr?

Nu, hungert man sich mit Gotteshilfe durch. *B. H.*

Ferienerinnerung.

Eine Lehrerin schildert den Kindern das Paradies. »Da gab's alles,« spricht sie, was das Herz begehrt: Hühner und Tauben, Milch und Honig, Eier und Käse und die süßesten Baumfrüchte . . . . . .«

Da ruft eine Schülerin begeistert: »Wie in Pinne!«

Deutsches Theater.

Vom Deutschen Theater das Repertoir
Macht einem manches erst richtig klar.
Wo steckt denn wohl der Grund zuletzt,
Der Bürger gegen Bürger heut' hetzt?
Es zeigt das Schicksal, das über uns waltet: —
Nach zweierlei Art ist der Mensch gestaltet.
Der eine geht fremd durch Sturm und durch Nacht,
Er träumt und er hofft, gibt aufs Heute nicht acht,
Den Blick ins Unendliche, Künft'ge gerichtet,
Und hat auf das Scheinglück des Alltags verzichtet. —
Der Andere aber lebt und genießt, —
Weil die Fiedel noch klingt, der Champagner noch fließt, —
Schwingt er jubelnd in fröhlichem Tanz sich durchs Leben,
Mag in Todesschauer rings Alles erbeben. —
Der Urgrund, sonst hinter Phrasen verschanzt,
Ist: Jaakob träumt und Pippa tanzt.

S. G.

Der Politische Monatsschaute.

Kol Schlemiel arewim se base. In unverbrüchlicher Betätigung dieser Solidarität alles dessen, was Schlemielantlitz trägt, will ich meinem lieben Mitschlemiel Erzberger in seinen großen Valutanöten getreulich mit Rat und, wenn es sein muß, auch mit Tat zur Seite stehen. Denn in unserem Lande der einstigen Goldwährung ist mit der Kaiserkrone auch die Doppelkrone verschwunden, der Erzberger ist geworden zum Papierberger, und unsere Währung zittert beständig im Valutattrich.



In einem Romane Zolas wird eindrucksvoll das Ersaufen eines Kohlenschachts tief unten in den Eingeweiden der Erde geschildert. Die Menschen flüchten und kämpfen um ihr Leben; ergreifend ist aber dargestellt, wie sich ein in seinem Stall eingeschlossenes Pferd in Todesangst gegen die steigende Flut zu wehren sucht, wie es, auf den Hinterbeinen stehend, an der Wand Halt sucht und den Kopf solange wie möglich über dem Wasser hochzurecken strebt. An dieses Bild erinnert der Zustand der heutigen deutschen Staatsbürger, wie sie in Todesangst gegen die auf sie hereinstürzende Flut der Inflation, gegen das Ertrinken in den Wogen der Zahlungsmittel ankämpfen. In der Angst ihres Herzens kaufen sie Güter und Brillanten, Pelze und Gemälde, essen Kaviar und alle sonstigen Leckerbissen, unter dem Alarmruf Sauf qui peut trinken sie den teuersten Wein; Müllkutscher und Straßenreiniger fahren nur noch im eigenen Auto zur Arbeitsstätte. Jede neue Preissteigerung erregt Freude und neue Hoffnung auf Verringerung der Zahlungsmittel. Alles vergebens. Kein Spielklub kann soviel verschlingen, um auch nur den regelmäßigen Zuwachs an Zahlungsmitteln auszugleichen, und der Deutsche sieht mit Grausen die unentrinnbare Notwendigkeit näher rücken, in

Form von Steuern einen Teil des Ueberflusses an den Staat verschleudern zu müssen. Hier ist Hilfe dringend vonnöten. Aber diese Form der Aufblähung ist nun einmal nicht mit Pfeffermintz und Kümmeltee zu heilen, und das sonst dagegen mit Recht so beliebte Tausendgüldenkraut anwenden hieße im vorliegenden Falle naturgemäß vollends den Teufel mit Belzebub austreiben. Nur ein radikaler Eingriff kann helfen.

Soweit die Geschichte zurückreicht, haben die großen Volksepidemien niemals vor den Schranken der Nationalität und des Bekenntnisses halt gemacht. Die Makkaus bechauraus bilden nur jene Ausnahme, die bekanntlich die Regel bestätigt. So ist auch die Inflationsepidemie vor den jüdischen Taschen leider nicht zum Stillstand gekommen. Schon denken die Frommen daran, einen Valutaanis, einen allgemeinen Valutafasttag, anzuordnen, aber die zionistische Leitung, die sich schon heute als die verantwortliche Regierung des jüdischen Volkes fühlt, hat im Gegensatz zu den schwächlichen Heilungsversuchen Erzbergers sofort mit kraftvollen Maßregeln eingegriffen, um den Strom der Zahlungsmittel abzudämmen und von den jüdischen Taschen abzuleiten. Nationalfonds, Oelbaumspende, Selbsteinschätzung, Zionistensteuer, Landesbeitrag, Ortsgruppenbeitrag, Nordaustadt, Erhöhung des Schekels und des Abonnementsbetrages, immer neue Kanäle werden gegraben und verbreitert. Freudig und dankbar drängt sich jeder Jude zu den ihm gebotenen Gelegenheiten, sich der auf ihn eindrängenden Fluten der Zahlungsmittel zu erwehren, und der arme Kassenwart droht unter der Last der Valuta zusammenzubrechen. Sollte es Erzberger nicht gelingen, in Befolgung dieses Beispiels seine Deutschen zu ebenso leidenschaftlichen Steuerzahlern zu erziehen? Dann würde der ärgste Antisemit nicht länger leugnen können, daß das Heil von den Juden kommt. Die Nachahmung des jüdischen Beispiels wird Deutschland von der Verlegung seines Finanzzentrums aus der Burgstraße in die Lansburghstraße, den Weg der bösen Devalvation, schützen. Was das ist, werde ich mich hüten hier auseinanderzusetzen: es wäre eine Beleidigung für meine Leser, da doch heute schon jede Köchin und jedes Kind diese einfache Sache verstehen.

Wenn aber trotzdem kein Valutachlis abzusehen ist? Wenn bei den größeren Verhältnissen des deutschen Volkskörpers nicht ausreicht, was für die kleinere jüdische Gemeinschaft genügt? — Nun, ich habe versprochen, Erzberger nicht nur mit Rat, sondern erforderlichenfalls auch mit der Tat beizustehen, und an einem Schlemielwort soll man nicht drehn noch deuteln. Wenn alle anderen Mittel versagen, wenn die Schleusen der Reichsdruckerei sich öffnen, und die Sintflut der Zahlungsmittel alles zu überschwemmen droht, dann will ich, ein neuer Arnold von Winkelried, der deutschen Freiheit eine Gasse schaffen, indem ich möglichst viele Speere der Valuta zusammenfasse und mit heroischer Selbstüberwindung in meine Tasche lenke. Sollte ich diese Opfertat überstehen, dann will ich den Rest meiner Tage in stiller Zurückgezogenheit als Schlemilliardär hinbringen, aufrecht erhalten durch das Bewußtsein, diese Riesenlast für mein Volk auf mich genommen zu haben. Auf Belohnung rechne ich nicht, nur e i n e Gunst würde ich mir von Erzberger erbitten, nämlich, daß er für meine Ernennung zum Doctor honoris causa sorgt, denn mich noch weiter als Doctor honoraris causa zu belassen, das wäre dann wohl der Gipfel der Grausamkeit. *E. S.*

Verantwortlich für den literarischen Teil: Dr. Max Jungmann, Berlin, für den künstlerischen: Menachem Birnbaum, Charlottenburg, Abgeschlossen 10. Dezember 1919 / Welt-Verlag Alwin Loewenthal, Berlin NW 7

Zeichnung von Fritz Julian Levi



»Und Dir als Blau-Weißem hat der Weihnachtsmann eine Menorah gebracht.«